Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 55 (1959)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Arnold Büchlis bündnerischer Sagensammlung zum Geleit

A. Büchli, Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. Aufnahmen und Aufzeichnungen von A. Büchli. – I. Teil: Fünf Dörfer, Herrschaft, Prätigau, Plessurtal, Chur, Davos. Aarau, H. R. Sauerländer, 1958. XLVI, 694 S., zahlreiche Photos und Abb.

Der besondere Anlass – das Bündnerheft unserer Zeitschrift und die Bedeutung des zu besprechenden Werkes – mögen den Umfang dieser Würdigung rechtfertigen. Graubünden, das seinen landes- und volkskundlichen Reichtum schon durch eine grosse Zahl von hervorragenden Publikationen erschlossen (aber nicht erschöpft) sieht, wird mit Büchlis Sagensammlung, deren weitere Bände im Manuskript vorliegen, ein neues vorbildliches Werk aufzuweisen haben. Das Ausserordentliche an Büchlis Buch besteht in dem entscheidenden Schritt, der auf dem Weg vom «Sagenherbarium» zum landschaftlichen Lebensbild der Sage getan wurde. Es ist just nicht das, was man hinter dem vom Verfasser in Anknüpfung an romantische Tradition (Hermann von Pfister; vgl. S. XIII) gewählten Titel suchen würde: nicht «Mythologie» in seltenen Relikten und Bruchstükken, wohl aber das Mythische als Lebensgrund aller Mythologie. Das Werk eröffnet den Blick auf die Möglichkeiten, die Formen und die Träger des mythischen Erlebens hier und jetzt, d.h. in den Jahren 1933–55 in bestimmten Bündner Dörfern ebenso wie in der Stadt Chur, deren Spukgeschichten noch so aktuell sind, dass manche davon – schon im Satz – wieder im Dunkel der ungeschriebenen Anonymität untertauchen mussten.

Wort- und stilgetreue Aufzeichnung, Schilderung der Orte, der Erzähler und der Umstände – geklärtes Tagebuch und Reisebericht von Jahrzehnten – lassen ein einzigartiges und komplexes Bild von den Lebensbedingungen der Sage in unserer Zeit entstehen, ein durch das Gewebe erlebten Lebens fesselndes Bild, und ein objektives Bild, gerade weil der notwendigerweise subjektive Standpunkt des Beobachters als eines Aussenseiters so deutlich umschrieben ist. Büchli ist ein rastloser Wanderer, ein leidenschaftlicher Sammler und Sucher, ein Dichter, der nicht wissenschaftlichen Stoff, sondern die Ganzheit des Lebens fassen möchte, der es sich darum zur Ehre anrechnet, ausserhalb jeder Fachwissenschaft zu stehen, vor allem ausserhalb der volksfremden Volkskunde, ausserhalb auch der zersetzenden Psychologie und der an dürrer Papierwirklichkeit klebenden Historie.

Die Besonderheit der Sammlung zeigt sich schon im *Motivschatz*. Der fachwissenschaftliche Wunsch nach einem Motivregister soll später einmal erfüllt werden, denn der Sammler empfände es als eine Entwürdigung, wenn seine Schätze zunächst als wissenschaftliches «Material» missbraucht würden. Trotz des bewusst und programmatisch romantischen Titels sind gerade die «mythologischen» Motive und die «altertümlichen» Sagen verhältnismässig selten: Von den aussermenschlichen «Naturdämonen» taucht etwa der rollende Kuhbauch auf (aber nicht als Verkörperung von Lawine und Erdrutsch); wenn von Wildleuten und Fänggen die Rede ist, so geschieht es eher zaghaft und oft spassig. (Immerhin lernte ich in den 30er Jahren einen Schanfigger kennen, der Fänggen – ähnlich den Yetis in Nepal – an der Küpfenfluh gesehen zu haben behauptete.) Auch der bekannte Älplerfrevel mit der Puppe taucht selten auf, in eher blassen Varianten. Dafür aber beherrschen die Hexen- und Geistersagen das Bild, wie der Herausgeber selber bedauernd feststellt. In der Tat kehren immer wieder von Ort zu Ort Totenerscheinungen, Nachtvolkgeschichten, Spukwahrnehmungen, böse Erfahrungen mit Hexereien, Berichte von wunderbaren Heilungen, Zeugnisse von Männern, die «etwas können», die, wenn es sein muss, den Dieb bannen und Gestohlenes zurückbringen.

Man wird rasch bereit sein, mit dem Hinweis auf die älteren und «abwechslungsreicheren» bündnerischen Sagensammlungen, etwa auf die von Vonbun, von Jecklin oder auf Büchlis eigene «Sagen aus Graubünden» (2 Bände, Aarau o.J.), die motivische Einseitigkeit und Eintönigkeit als Schwundstufe und Endphase volkstümlichen Erzählens zu erklären. Unbestreitbar bestätigen viele neueren Sagensammlungen dieselbe Entwicklungstendenz der Thematik des Erzählens, das sich aus einer vielgestaltigen, formen

reichen «Mythologie» und ihren für die traditionelle Erzählgemeinschaft dankbaren Unterhaltungsstoffen auf den menschennächsten und erlebnishaften Bereich zurückzieht, eben auf die Geschichten von geheimnisvollen Toten und von Lebenden, die durch besondere Kräfte und Wirkungen ausgezeichnet sind, also auf Heilkünstler, Zauberer und Hexen.

Die romantische Theorie vom ständigen Dahinschwinden des volkstümlichen Kulturgutes übersieht dabei leicht, dass sich nicht allein die Überlieferungssubstanz, sondern auch die wissenschaftliche Betrachtungsweise und damit das Auswahlprinzip der Sagensammlungen geändert hat. Auch früher schon war der Erlebnisbereich der «Hexen- und Geistergeschichten» (die objektiv gesehen ein Forschungsgebiet der Parapsychologie sind) mit einer besonderen Erlebnisintensität und Interessendominanz ausgestattet, so dass dieses Gebiet zum wichtigsten «sagenhaften» Gesprächsstoff wurde, vor allem im Zeitalter der Hexenprozesse, aber auch später bis heute. Doch hat der mythologisch gerichtete Sammler älterer Observanz die Geschichte vom krankgemachten Vieh oder vom Nachtvolk oder vom sich kündenden Sterbenden allenfalls einmal aufgezeichnet, um dann nach «interessanteren», «altertümlicheren» und «ursprünglicheren» Motiven zu suchen. So geben die älteren Sammlungen ein falsches (oder kein) Bild von der Erzählwirklichkeit, von der Erzählhäufigkeit und von den für die Erzähler (nicht für den Sammler) interessanten Erzählstoffen. Auch Sammler und Sammlungen müssen ja mit der Zeit Rechenschaft geben von der Entwicklung der Erzähltheorie von Brinkmann bis zu Bausingers «Strukturen des alltäglichen Erzählens»[1].

Die Neuheit und die Lebensnähe von Büchlis «Landeskunde» besteht zunächst darin, dass hier jeder Ort in seiner Individualität als Lebenseinheit erfasst, erlebt und dargestellt wird, so dass auch (im Gegensatz zu den meisten älteren Sammlungen) der Aufbau des Buches nicht nach Stoffen und Motivgruppen, sondern nach Orten erfolgt. Jeder Ort – und es sind in den betreffenden Talschaften die meisten grösseren Orte berücksichtigt – wird von Büchli annähernd ortsmonographisch behandelt, so dass sich also die erwähnten Motive, deren Erlebnisgrund unverwüstlich lebendig ist, notwendigerweise wiederholen. Auch an ein und demselben Ort werden sie zuweilen in mehreren sich ergänzenden, ja gelegentlich in sich widersprechenden Fassungen aufgezeichnet, so dass man z.B. die Erscheinungsformen der «Nachtschar» über das ganze Gebiet verfolgen kann, in ortsbezogenen Abwandlungen und am selben Ort in verschiedenen Erlebens- und Gestaltungsformen. Das *Ortsporträt*, das der Verfasser auch explizit in dichterisch empfundenen Schilderungen an den Anfang des betreffenden Abschnittes stellt, ist natürlich von Fall zu Fall durch subjektive, aber eben doch charakteristische Erlebnisse des Sammlers bestimmt. Nicht an jedem Ort ist er gleich lange und gleich häufig gewesen, nicht an jedem Ort sind ihm die Umstände und vor allem die Menschen gleichermassen günstig gewesen.

Damit stellt sich die in der neueren Sagenforschung mit Recht in den Mittelpunkt gerückte Frage nach den *Erzählern* und nach der *Erzählgemeinschaft*. Bei Büchli tritt die «Erzählgemeinschaft» (im Sinne von O. Brinkmann) wenig in Erscheinung. Weil es sie kaum mehr gibt? – In der Tat weist Büchli verschiedentlich auf den Zerfall der Dorfgemeinschaft hin und auf das bekannte Verschwinden der Erzählgelegenheiten, etwa des «Lichthengert». Dieser lebt noch in der Erinnerung der Alten, samt Resten der zugehörigen Unterhaltung (aus der Büchli einzelne überlieferte Rätsel notiert, die – der Interessendominanz jener gemischten Gesellschaften entsprechend – oft eine sexuelle Deutung nahelegten und diese durch eine harmlose Lösung desavouierten). – Ob aber zum Unterhaltungsstoff dieser regelmässigen Zusammenkünfte Sagen gehörten? – Sicher, doch eben solche, die sich zur Unterhaltung eigneten, also geläufige Fabulate (wie sie Brinkmann bezeugt), dramatische Ereignisse, sensationelle und krasse Motive, Schwankmässiges[2]. Im Gegensatz zu solchen gemeinschaftsbezogenen Unterhaltungsstücken

[1] Fabula 1, 239ff.

[2] Die lebensechte Schilderung der Atmosphäre und der Unterhaltungsstoffe einer «Lichtstubete» in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt Jakob Stutz, Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben, 1853, (Neuausgabe Pfäffikon ZH 1927) 64ff.

treten bei Büchli, wie gesagt, die Toten- und Hexengeschichten in den Vordergrund, deren intimer und oft persönlich bezogener Inhalt sich nicht für die Unterhaltung im weiteren «Erzählkreis» eignet, sondern vielmehr als «Gemürmel» (wie es in den Akten der Hexenprozesse oft heisst), als vertrauliche Mitteilung, als Erlebnisbericht (als sog. «Memorat» im Gegensatz zum «Fabulat») weitergeboten wurde, einst wie heute. Somit erklärt sich das Vorherrschen von Sagen mit Memoratcharakter und erlebnisnahen Motiven in Büchlis Sammlung nicht nur durch den modernen Zerfall der Erzählgemeinschaft, sondern auch durch den realistischen Verzicht auf das einseitige motivsystematische Ausleseprinzip älterer Sammlungen.

Indessen muss auch die Eigenart des Sammlers in Betracht gezogen werden: Büchli geht, seiner persönlichen Neigung folgend, weniger den Wirtshausunterhaltungen nach, bei denen es heute noch um Sagenstoffe, Schwänke und «Geschichten» gehen kann, sondern vielmehr den einsamen, ja oft abseitigen Erzählern, die, oft im Gegensatz zu Zeitgeist und Umwelt, sich erst in der vertrauten Stube, womöglich nur unter vier Augen erschliessen. Typisch etwa jene alte Schanfiggerin (S. 467), die, gelähmt und an die Stube gefesselt, aus Heimweh nach ihrem benachbarten Geburtsort erzählt, aber jede «Öffentlichkeit» scheut, oder jener bejahrte Prätigauer (S. 172), dessen Frau und Sohn (der in der ganzen freien Zeit am Radio sitzt!) gegen das Erzählen Einspruch erheben, so dass er in einem Nachbarhaus erzählen muss: «I würti nid in ds Tüfels Chuchi choo, wen i erzella, was i ghöört han.»

Nicht immer sind die Angehörigen – aus Angst vor dem Dorfgeschwätz oder aus Furcht vor dem «Zeitgeist» – so ablehnend eingestellt. Oft ergänzen sie sich über Generationen hinweg – nachhelfend, erklärend –, so dass das Erzählen zum Wechselgespräch, zum Diskurs innerhalb der *Familie* wird. Für die Kenntnis der Einstellung zum Sageninhalt sind diese Stücke besonders wertvoll (z.B. S. 513ff.). Den Beweis dafür, dass die «Erzählgemeinschaft», bzw. der «Traditionskreis» des Dorfes wenigstens potentiell noch besteht, gibt Büchli (S. 486) mit der mehrfach gemachten Erfahrung, dass sich der Erzähler, sobald Dorfgenossen anwesend sind, an diese wendet und nicht mehr an den Sammler. Er spürt dann plötzlich, dass dieser ein «Fremder» ist. Ihm kann nur auf Grund eines persönlichen Vertrauensverhältnisses oder aus «Gefälligkeit» erzählt werden. Naturgemäss kommt der Fremde oft gerade an die sozialen Aussenseiter leichter heran, so etwa (S. 569ff.) an Mitglieder der (einst) gemiedenen Wasenmeisterfamilie, die charakteristischerweise von der Prätigauer «Schinter»- und «Spengler»-familie (S. 580), mit der sie versippt ist, zu erzählen weiss. Hier ist das Erzählen vor dem Fremden ein Ausbruch aus der Isolierung. Auch Gelegenheitserzähler oder «passive» Erzähler (nach Uffer) kommen bei Büchli zu Wort, so etwa (S. 404) jene einsame Frau im Spätherbst droben im abgelegenen Fondei, welche zögernd und nur gerade bei dieser Gelegenheit vom Vorzeichen spricht, das dem kürzlich erfolgten Tod ihres Mannes voranging. Hier sind wir beim reinen Memorat, also am Rand (oder an der Quelle) des Sagenbereiches. Diese Frau ist keine «Sagenerzählerin», sondern lediglich die Trägerin eines persönlichen, sagenbestätigenden Erlebnisses.

Büchli gibt mit der Verschiedenartigkeit seiner Gewährsleute – vom zufälligen Übermittler einer Geschichte (z.B. S. 487) oder eines Erlebnisses bis zum «geborenen Erzähler» – ein reiches Bild vom sozialen Boden des Erzählens. Fast alle wichtigeren Erzähler sind im Bild (Photo) vorgestellt und zudem mit einer treffenden Kurzbiographie charakterisiert. Einzelne sind selbst Subjekt und Objekt, so jener Schanfigger «Helfer» und Heilkünstler, der selbst erzählt und von dem die andern genug – Gutes und Böses – zu erzählen wissen (S. 584ff.).

Bei der *Aufzeichnung* und *Wiedergabe* des Erzählgutes – ein schwieriges Problem bei jeder Sagensammlung und vor allem bei der Publikation – hat sich Büchli der grösstmöglichen Treue gegenüber der mündlichen Volksüberlieferung beflissen. Neben Gesprächen, Bruchstücken aus Gesprächen, sachlichen Angaben über Bräuche, gibt allerdings auch Büchli am liebsten die abgerundete Erzählung eines begabten Erzählers, und der Sammler und Dichter unterdrückt in solchen Fällen nicht den Hinweis auf die epischen Qualitäten und die ursprüngliche Poesie des betreffenden Stückes. Doch gerade

wegen seiner echt romantischen Hochschätzung der Volksdichtung dürfen wir bei Büchli auch auf die wörtlich genaue Wiedergabe rechnen. In vielen Fällen wurde die erste Niederschrift durch mehrmalige Wiederholungen und Kontrollen nachgeprüft (vgl. S. XXXV). Unbemerkt kann diese Art der Aufzeichnung natürlich nicht geschehen. Manche Gewährsleute sprachen später noch auf Tonbandgerät, und einige Erzählungen wurden auf Platten festgehalten, was vor allem Herrn Ingenieur E. Grossenbacher, St. Gallen, zu verdanken ist, ohne dessen innere und äussere Unterstützung die Sammlung Büchli überhaupt nicht zu denken wäre.

Für den Grundsatz der treuen Wiedergabe ist es selbstverständlich, dass die Erzählungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in *Mundart* festgehalten werden, und zwar nicht nur in der von Ort zu Ort Abweichungen zeigenden Mundart, sondern gegebenenfalls auch in der individuellen Sprechweise verschiedener Alteinheimischer, oder etwa in der des Appenzellers in Davos, oder in der Sprache jener Churerin (S. 631 ff.), deren Vater ein eingewanderter Tiroler war (von dem sie noch Geschichten weiss), so dass in ihrer «Churer» Mundart Tirolisches zusammen mit Prätigauerischem und Untervazerischem mitgeht. Natürlich ist auch solche Mundart ein Dokument des Lebens und Seins. Und die reinen Mundartsprecher sind ja durchaus nicht immer die guten Sagenerzähler, und die guten Sagenerzähler, besonders wenn sie Pfeife rauchen oder Tabak kauen, sind nicht immer deutliche Sprecher.

Die grosse Schwierigkeit der Mundarttranskription (S. XIV ff.) hat Büchli, auch da eigene Wege gehend, ohne Hilfe der «Spezialisten» gelöst. Darum muss man es in Kauf nehmen, dass z.B. Vokale mit Punkt darunter den offenen Laut bezeichnen (während damit sonst allgemein der geschlossene Laut gemeint ist); dafür wird ë, im Gegensatz zu allgemeinem Gebrauch, für das geschlossene e verwendet.

Genug von solchen Kleinigkeiten, welche den Glanz des wunderbaren Sagenspiegels nicht zu trüben vermögen. Arnold Büchli möge überhaupt entschuldigen, wenn einer von der volkskundlichen Zunft, gegen die er ein solides Misstrauen hegt, an das erlebte und erlittene Werk rührt und den Schatz bündnerischer Volksüberlieferung mit den Hohlmassen «internationaler Folkloristik» zu messen sucht. Er darf dem Rezensenten glauben, dass auch hinter seinem «wissenschaftlichen» Bemühen nicht nur die Liebe zum «Material», sondern auch die zu den Dingen und Menschen des Berglandes steht. So stelle der Verfasser diese gutgemeinte Besprechung (und Gratulation) in eine Reihe mit der Injurie «quei fanatic» (dieser Fanatische), welche Oberländer Bauern dem weissbärtigen Sammler zuteil werden liessen, oder mit dem Titel «der Hexemeischter va Khur» welchen er in deutschbündnerischen Gegenden einsteckte. Was könnte einem Sagensammler und Dichter Auszeichnenderes widerfahren als in den Ruf eines Leidenschaftlichen und eines Zauberkräftigen zu kommen?

Richard Weiss

K. W. Glaettli, Zürcher Sagen. Zürich, Kommissionsverlag Hans Rohr, 1959. XI, 247 S. (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 41 = 123. Neujahrsblatt).

Es erfordert unendlich viel Liebe und Geduld, aber auch Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, bis all den zerstreuten und beinahe gänzlich verborgenen Schätzen an «gedruckten, geschriebenen und mündlich erzählten» Sagen in einem verhältnismässig sagenarmen Kanton nachgegangen ist. Wir können Glaettli grossen Dank wissen, dass er die Mühe nicht gescheut hat und uns nun eine Sammlung vorlegt, welche einen weiteren Schweizer Kanton vorbildlich erschliesst, wozu nicht zuletzt die peinlich genauen Anmerkungen und die gründlichen Orts- und Sachregister beitragen. Der Herausgeber legt im Vorwort Rechenschaft ab über die Benützung des vorhandenen Materials und über die Textgestaltung der Sagen. Er hat ja früher bereits seine Sagen aus dem Zürcher Oberland zuerst im Dialekt und in einer zweiten Auflage dann in der Schriftsprache veröffentlicht. Auch in der vorliegenden Ausgabe nimmt er gelegentlich Retouchen gegenüber den gedruckten Vorlagen vor, doch gibt er in den Anmerkungen darüber jeweils Auskunft, so dass jederzeit die Möglichkeit besteht, im Bedarfsfall den Originaltext einzusehen. Im übrigen hat Richard Weiss den Herausgeber «jederzeit mit fachmännischem Rat unterstützt», und diese «Schutzengeltätigkeit» bietet eine weitere Gewähr für die Güte der Sammlung. Man wird

sich bei der Wiedergabe älterer Chroniktexte gelegentlich fragen, ob diese Texte überhaupt in den Rahmen der Sammlung passen, und ob die Textgestaltung zwingend und überzeugend gelöst ist[1]. Man wird in diesen Punkten wohl mit gleich guten Gründen und Gegengründen eine Meinung vertreten können. Wie kitschig und «bauernfremd» eine «Sage» in der gedruckten Schriftsprache werden kann, möge man am Beispiel «Der Schatz auf Alt-Wädenswil» (S. 58f., Nr. 106) nachlesen; man findet aber ebenfalls Belege (ganze Seite 172), welche zeigen, dass auch in der Schriftsprache eine Sage durchaus «echt» tönen kann. Wir finden hie und da eine Sage, in welcher der Erzähler das Wesentliche völlig vergessen hat; die Sage war vielleicht schon so «zersagt», dass der Erzähler nicht einmal mehr spürte, dass etwas fehle (z.B. Nr. 108, S. 60f., wo gar kein Grund für die Entstehung des Sees angegeben ist).

Ein grosser Vorteil an einer gesamten Kantonssammlung besteht darin, dass man viel klarer erkennt, welche Motive und Typen immer und immer wieder auftreten, welche Elemente also am ehesten dem volkstümlichen Denken der betreffenden Gegenden entsprechen. Genau wie in süddeutschen Regionalsammlungen stellen wir auch hier fest, dass das eigentlich Unheimliche (das urnerische «Es») fehlt; wir haben höchstens recht liebe und reichlich harmlose Dorftiere; dagegen wimmelt es von Hexengeschichten, von verborgenen Schätzen, auch Ritter und Raubritter tummeln sich mehr oder minder edel oder wollüstig in Burgen und Gauen. Erinnerungen an Pest- und Franzosenzeiten leben in Geschichten und Wandersagen weiter. Recht interessant ist das ziemlich häufige Vorkommen von Drehsteinen; General Werdmüller entspricht den Zauberer- und Faustfassungen andernorts; die Geschichte vom «Fröscheschlagen» (S. 67f. und 187) wird auch im Elsass erzählt. Zur «Mondmilch» (S. 113) hätte vielleicht ein Verweis auf den Aufsatz von Franz Sidler in SAVk 37 (1939/40) 218ff. gehört. – Der regionalen Sammlung entsprechend hat Glaettli eine weitere Unterteilung vorgenommen in die folgenden sechs Gruppen: Stadt Zürich und Zürichsee, Oberland, Knonauer Amt, Limmattal, Unterland, Winterthur und Weinland. Diese saubere Scheidung erlaubt ebenfalls, Nuancen und Gewichtsverschiebungen am Sagenmaterial zu beobachten. Man sieht, das Buch bietet – abgesehen vom Wert des gesamten Bestandes – eine Menge reizvoller, einzelner Züge.

Wildhaber

Aniela Jaffé, Geistererscheinungen und Vorzeichen. Eine psychologische Deutung. Zürich und Stuttgart, Rascher Verlag, 1958. 278 S.

Die Verfasserin, eine erfahrene Interpretin Jungscher Psychologie, hat es unternommen, die 1500 Erlebnisberichte «abergläubischen» Inhaltes, welche dem «Schweizerischen Beobachter» auf eine entsprechende Umfrage hin eingesandt worden sind, zu bearbeiten. C. G. Jung, dem die Redaktion des Beobachters das Material zur Verfügung stellte, weist in seiner Einleitung auf die erstaunliche Zahl dieser Briefe bzw. der Erlebnisse – in der nüchternen und vernünftigen Schweiz! – hin: «Es geschieht bloss, und eine intellektuelle Oberschicht weiss nichts davon; sie kennt sich selber nicht und nicht den wirklichen Menschen ... es ereignen sich immerfort Dinge, die von jeher das Leben des Menschen begleitet haben: Ahnungen, Vorauswissen, Geistersehen, Spuk, Wiederkehr der Toten, Dämonisches, Verhexung, Zauberhandlungen usw.»

Die parapsychologische Frage nach der Realität der berichteten Phänomene wird von vornherein aus dem Betrachtungsbereich des Buches ausgeschlossen. Die Berichte sollen in ihrer subjektiven Bedeutung als «psychische Tatsachen» interpretiert werden. Die von der Verfasserin herausgegriffenen (und mit Zitaten aus dem Beobachtermaterial belegten) Phänomene – z.B. weisse Geister, «weisse Frau», Totengeleiter, Geister ohne Kopf – werden nach Methoden Jungscher Psychologie mit entsprechenden Motiven in Träumen, Visionen, Dichtungen, Mythen usw. (also mit sog. Amplifikationen) zusammengebracht

[1] Man vergleiche hiezu auch die neuere Sagenforschung, so etwa: Will-Erich Peuckert, Sage, in: Stammlers Deutscher Philologie im Aufriss, 29. Lieferung, Spalte 1741–1770; und: Lutz Röhrich, Die deutsche Volkssage. Ein methodischer Abriss, in: Studium Generale 11 (1958) 664–691.

und auf Archetypen als ursprüngliche Formen des Erlebens und des Denkens zurückgeführt (während die Volkskunde als historische Wissenschaft im Gegensatz zu dieser Archetypisierung sich für das Spezifische der verschiedenen Überlieferungsformen solcher Elementargedanken interessiert). Wichtig für das allgemeine Verständnis parapsychischer Phänomene als Sageninhalte ist indessen der von der Verfasserin (S. 10f. und 214ff.) auf das Material angewendete Jungsche Begriff der «Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge» (vgl. C. G. Jung und W. Pauli, Naturerklärung und Psyche, Zürich 1952). – Abgesehen davon, dass Urner Sagen aus der (wegen ihres Registers) vielbenutzten Müllerschen Sammlung als Amplifikationen dienen, gibt das für Psychologen geschriebene Buch der Volkskunde einen willkommenen ersten Einblick in das Beobachter-Material und dadurch in aktuelle Erlebnismöglichkeiten traditionsgeformter Sagenmotive. Für das Studium der Memoratstufe der Sagenentwicklung und für die Fortführung der Problematik Sage-Erlebnis gibt ja Büchlis Sagensammlung (vgl. die Besprechung in diesem Heft des SAVk) neue Anregung; auch das von persönlichen Erlebnissen ausgehende Buch Guido Hubers über «Das Fortleben nach dem Tode» (Origo-Verlag, Zürich 1957) sei in diesem Zusammenhange erwähnt. Richard Weiss

Sebastiano Lo Nigro, Racconti popolari siciliani. Classificazione e bibliografia. Florenz, Leo S. Olschki, 1958. XXXIX, 323 S. (Biblioteca dell'«Archivum Romanicum», Serie I, 51).

Den Beginn für einen Gesamtindex der italienischen Erzählungen hat Gianfranco D'Aronco mit seinem Toskaner-Index unternommen. Lo Nigro hat sich die Bearbeitung Süditaliens und der Inseln vorbehalten. Jeder Märchenforscher wird dankbar seinen ersten Beitrag zu diesem Vorhaben in die Hand nehmen; er gibt hierin mit jeder nur wünschbaren Sorgfalt den Überblick über die sizilianischen Erzählungen, geordnet nach den Aarne-Thompson'schen Märchentypen. Lo Nigro hat sich offenbar für die Art der Durchführung von Eberhard/Boratav's Typenverzeichnis beeinflussen lassen. Für fast jede Nummer bringt er in fünf sauber auseinandergehaltenen Abschnitten die verschiedenen Motive, die gedruckten Versionen, die interessanten Varianten in den Motiven, die nicht zum Typus gehörigen Abwandlungen und schliesslich Bemerkungen allgemeiner Natur und die zugehörige Literatur (welche der Herausgeber bis zu den neuesten Abhandlungen kennt). Das Vorwort bietet einen Abriss der bisher erschienenen Sammlungen und eine kurze Charakteristik des sizilianischen Märchens. Eine gute Bibliographie beschliesst das wertvolle und verdienstliche Nachschlagewerk. Wildhaber

Wolf Lücking, Trachtenleben in Deutschland. Bd. I: Schaumburg-Lippe. Einführung von *Martha Bringemeier*. Berlin, Akademie-Verlag, 1958. 99 S., 87 Abb., 1 Karte. (Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

Dass Lücking ein ganz ausgezeichneter Photograph ist, der es versteht, das Schöne und das Charakteristische gleichzeitig zu erfassen und im Bild festzuhalten, hat er uns schon mit den «Sorbischen Trachten» (dem 2. Bd. der Serie «Trachtenleben in Deutschland»; Text von Paul Nedo) bewiesen. Wir brauchen also für den neu erschienenen (ersten) Band nur zu sagen, dass ihm das gleiche Lob gebührt; wir finden die eigentlichen Trachtenaufnahmen wohltuend aufgelockert durch Detailbilder und Photos aus der täglichen Arbeit und der Landschaft als dem Boden, in dem die Trachten verwurzelt sind. Sie sind es in Schaumburg-Lippe noch bis zu einem recht erstaunlichen Ausmass in unserer Zeit des Verschwindens der «Trachten» (Trachten im Sinne von «getragener», mehr oder weniger allgemein-gültiger «Kleidung» gibt es natürlich immer). Über den Bestand, das Aussehen und die traditionell gebundene Funktion dieser Trachten orientiert uns Martha Bringemeier in ihrer präzisen und übersichtlichen Einleitung. Es ist interessant, wie in diesem Gebiet die Trachten an Werktag, Sonntag, Abendmahl und diejenige der Braut dem gleichen Stil angehören und im Schnitt übereinstimmen; wir haben hier eine heute seltene Gleichförmigkeit der Erscheinung. Es gibt allerdings viele kleine Nüancen: die Trachten für Kirchgang im allgemeinen und für das Abendmahl im speziellen variieren etwas; Ledige und Verheiratete unterscheiden sich – wie auch andernorts – in der Kopf-

bedeckung (Ledige tragen blau). Die Abendmahlskleidung ist auch die Patentracht; die Braut trägt bis in den Nachmittag des Hochzeitstages ebenfalls die Abendmahlskleidung. Identisch sind ferner die Brautkrone und die Patenkrone; sie werden jeweils von der Mützenmacherin ausgeliehen, gehören also nicht zum persönlichen Inventar der Frau. Die Abendmahlstracht, die in diesem puritanischen Gebiet ohnehin eine besondere Wertschätzung erhält, wird auch zum Leichenkleid. Für Schaumburg-Lippe unterscheidet Martha Bringemeier drei deutlich voneinander abgetrennte Gebiete. Mit einigen Sätzen über den Beruf der Stickerinnen und über die Geschichte der Schaumburger Tracht beschliesst sie ihre Einleitung. Wildhaber

Carl-Herman Tillhagen, Folklig läkekonst. Stockholm, Nordiska Museet, 1958. XII, 378 S., Abb.

Das Nordiska Museet bringt ein Buch über die Volksmedizin Schwedens heraus, das gediegen gedruckt und ausgestattet, ganz hervorragend abgefasst und mit Bildern versehen ist, wie sie wohl kaum in anderen derartigen Werken zu finden sind; man wundert sich öfters, wie es dem Verfasser gelungen ist, solche Aufnahmen aus einem Themenkreis zu erhalten, in dem sonst gerade das «arcanum», die Scheu vor jeglicher Publizität eine wesentliche vorausgesetzte Bedingung zur Wirksamkeit ist. Tillhagen gliedert seinen Stoff in fünf Kapitel, welche durch sorgfältige Unterteilungen leicht nachschlagbar sind. Ein kurzes einführendes Kapitel bringt einige geschichtliche Notizen zur volkstümlichen Heilkunst in Schweden, darauf folgt die Darstellung der Krankheitsursachen in volkstümlichem Glauben und der vorbeugenden Schutzmittel (Pentagramm; Amulette und Talismane; Metalle: Blei, Gold, Kupfer, Quecksilber, Silber, Stahl, Schwefel; Feuer; Branntwein; Salz; Segen). Der eigentliche Hauptteil aber beschäftigt sich mit den «kloka gubbar» und «visa käringar», den klugen Männern und weisen Frauen, also den «Heilern», «guérisseurs» und wie sie heissen mögen. Zunächst wird ihre Person geschildert: wer heilkundig sein kann (im Norden sind es sehr häufig Lappen, Finnen, Zigeuner, und dem Beruf nach Priester, Schmiede, Spielleute), wie die Kunst erlernt wird, worin ihre magische Kraft besteht und welche Zauberbücher zur Verfügung stehen. Nachher folgt die minutiöse Beschreibung der Heilmethoden, von der Diagnosenstellung angefangen zu den verschiedenen «Krankheitsvertreibungsprozeduren» und den verwendeten Heilmitteln (sie bewegen sich im bekannten, üblichen Rahmen: Blut, Muttermilch, Speichel, Schweiss, Ohrenschmalz, Nachgeburt, Teile von Toten, Substanzen aus dem Tier- und Pflanzenreich, Dreckapotheke, fliessendes Wasser, Erde, Feuer usw.); selbstredend sind auch die Umstände zur Erlangung dieser Heilmittel von ausschlaggebender Wichtigkeit: Zeitpunkte, Orte, Nacktheit, Nüchternheit usw. Das Schlusskapitel bringt die sorgfältig geordnete Übersicht über die vorkommenden Krankheiten und was zu ihrer Heilung und Linderung unternommen werden kann. Bei den Abbildungen möchten wir ganz besonders die psychologisch interessanten Photos der Heiler selber, den Vorgang des volkstümlichen Aderlasses, das Feuer-Reiben, das magische Schiessen, das Durchziehen des kranken Kindes durch den gespaltenen Baum erwähnen; hier erhalten wir seltenes und wertvolles Bildmaterial. Das Literaturverzeichnis führt vermutlich die gesamte einschlägige nordische Literatur auf; daneben finden sich aber auch weitere Titel (schade, dass die zwei wichtigsten Werke der letzten Jahre fehlen: die beiden Bände von Marc Leproux und das dicke Buch von Antonio Castillo de Lucas, Folkmedicina). – Etwas bedauerlich (aber vom Standpunkt des Verlegers aus begreiflich) ist es für uns, dass dieses so wichtige Buch schwedisch geschrieben ist. Wildhaber

Angeliki Hadjimichali, *Σαρακατσανοί*. Athen 1957. 1. Bd., 2 Teile. I: 204 + 85 S., 2 Karten; II: 498 S., 318 Abb. 4⁰.

Über einige nomadisierende Völkergruppen im Balkan sind wir verhältnismässig eingehend orientiert, etwa durch das grosse Werk von Jovan Cvijić, insbesondere aber durch die gründliche Studie von Weigand über die Aromunen. Die griechischen Sarakatsanen sind meines Wissens erst einmal Gegenstand einer grösseren Arbeit gewesen: Carsten Höeg hat sie in einer Pariser These 1925/26 im wesentlichen von der linguistischen Seite her

behandelt. Mme Hadjimichali hat sich 30 Jahre lang mit dem Studium der verschiedenen. Gruppen des Stammes der Sarakatsanen abgegeben und sich dabei eine wahrhaft beneidenswerte Kenntnis erworben. Ihr prächtiges Werk ist auf drei umfangreiche Bände geplant, von denen der erste publiziert ist. Er geht in einem einführenden Teil auf die Herkunft dieser Nomaden ein; die Verfasserin weist ihre Eigenarten auf, die sie von anderen Nomadenstämmen unterscheiden; sie sieht in ihnen eine autochthone, rein griechische Bevölkerung, die seit alten Zeiten die immer gleichen Wanderwege einschlägt. Es handelt sich bei diesem Hirtenvolk nicht etwa um Transhumance, sondern um reine Nomaden, die nicht von ständigen Wohnsitzen aus den Weideplätzen nachgehen. Winters über sind sie irgendwo in der Ebene, während sie im Sommer in die Berge ziehen. Das bedingt, dass sie jeweils höchst einfache und schnell fertige Hütten errichten (was übrigens Aufgabe der Frauen ist). Die Verfasserin gibt gutes Illustrationsmaterial über die Konstruktion, die Innenausstattung und die Form dieser Hütten. In jüngster Zeit sind mehrere Gruppen dieser ungefähr 75 000 Seelen zählenden Sarakatsanen zu halbnomadisierender Lebensweise übergegangen; einzelne sind sogar sesshaft geworden. Da es sich um Griechen handelt, werden ihre Beziehungen zu den alteingesessenen Dorfbewohnern nicht so spannungsgeladen sein, wie es etwa der Fall ist in Jugoslavien, wo man die Zigeuner – teilweise mit recht gutem Erfolg – sesshaft zu machen versucht. Die Männer sind reine Hirten (Schäfer, Ziegenhirten); schon die Fabrikation von Käse und Butter überlassen sie einem «Käser» vom Tal. Eine grosse Zahl von Abbildungen bietet uns einen Einblick in dieses Hirtenleben: Hirtenstäbe, Pferche, Ohrzeichen, melken, Schellen und Schellenbögen, schön geschnitzte Hirtenlöffel. Neben den Hütten geht die Verfasserin in diesem Band auch auf die Nahrung ein; sie gibt Abbildungen von herrlichen Broten und geschnitzten Brotstempeln, von der Küche mit der Backglocke und der Herdkette. Den Beschluss machen Wiedergaben von Holzschnitzereien, vor allem von zahlreichen Rockenstäben. Die beiden weiteren Bände sollen die Tracht, Textilien und weiblichen Handarbeiten zeigen und die übrigen volkskundlichen Themenkreise behandeln. Wir möchten mit allem Nachdruck die Wünschbarkeit einer eingehenden Zusammenfassung in einer westlichen Sprache betonen. Noch erfreulicher wäre eine eigene, kleinere Buchausgabe. Diese beinahe unbekannten Hirtenkulturen sollten einem grösseren Kreise von Interessenten erschlossen werden; und das Buch von Mme. Hadjimichali scheint ganz ausserordentlich anregend zu sein.

Wildhaber

Slovenski etnograf. Hrsg. von *Boris Orel* und *Milko Matičetov*. Bd. 11, 1958. 248 S., Abb. Ljubljana, Ethnographisches Museum.

Die slovenische Fachzeitschrift, welche immer mehr eine bedeutsame Mittelstellung zwischen slovenischer und österreichisch-alpiner Kultur einnimmt, enthält im eben erschienenen 11. Band wieder gute und interessante Aufsätze aus vielen Gebieten der Folklore und der Ethnographie. Vom schweizerischen Standpunkt aus gesehen ist zweifellos der Beitrag von Ivan Grafenauer, dem liebenswürdigen und noch bewundernswert rüstigen Vorsteher des Institutes in Ljubljana, am bedeutsamsten; er führt seine «Zusammenhänge slovenischer mit rätischen Volkssagen» weiter und breitet drei neue Motivkreise vor uns aus: Der wilde Mann als Käser (der gefangene wilde Mann), Netek (Ungedeih; der Fresser) und der durchs Fenster erschossene Raubritter. Niko Kuret bringt einen Abriss über das gesamte slovenische Volkstheater, wobei er zum erstenmal den Versuch macht, eine thematische Gruppierung des Materials vorzunehmen. Leopold Stanek bespricht die Varianten des slovenischen Studentenliedes «Alles was die Welt durchkriechet». Angelos Baš geht auf die Frage der wissenschaftlichen Auswertung der mittelalterlichen Bildquellen für die slovenische Tracht ein; die «Biologische Qualität in der Morphogenesis der kroatischen Bauerntracht» wird von Mirko Kus-Nikolajev behandelt. Die Sachvolkskunde ist mit zwei schönen Abhandlungen vertreten. Die Branntweinbrennerei in einer Ortschaft der Oberkrain wird von Lovrenc Sušnik dargestellt, während Pavla Štrukelj die «Leinenwäscherei in der Umgebung von Ljubljana» als Thema wählt (sie behandelt es auf ähnliche Art wie seinerzeit Helene Grünn das Wäschergewerbe um Linz; als erfreuliche Ergänzung wäre ein Aufsatz über die Wäscherinnen von Šestine bei Zagreb zu

wünschen). – Den restlichen Teil des Bandes füllen Berichte und Buchbesprechungen, von denen wenigstens diejenige der Schlosserschen Bachernsagen erwähnt werden möge, weil sie in durchaus objektiver Art die slovenische Auffassung zeigt (von Milko Matičetov und Maja Bošković-Stulli geschrieben). Allen Aufsätzen ist eine Zusammenfassung in einer westlichen Sprache beigegeben. Wildhaber

Gheorghe Focşa, Das Museum des Dorfes in Bukarest. Bukarest, Verlag für fremdsprachige Literatur, 1958. 210 S., 2 Karten, viele Zeichnungen, Photographien und Farbaufnahmen. (Auch in französischer und englischer Sprache erschienen).

Das *Muzeul satului* in Bukarest gehört mit seinen mehr als 100 bäuerlichen Originalbauten, wovon etwa 35 Wohnhäusern, zu den grössten und interessantesten Freilichtmuseen in ganz Europa. Es ist nun ein guter und sehr erfreulicher Führer erschienen, der in der Reichhaltigkeit seiner Photographien und in der klaren Knappheit seines Textes zugleich einen gedrängten ethnographischen Überblick über Rumänien bietet, den auch der Fachmann mit Gewinn zu Rate ziehen wird. Jedes ausgestellte Wohnhaus wird in mehreren Bildern, von aussen und im Innern, gezeigt; der begleitende Text gibt eine Darstellung der Landschaft und des Charakteristischen und Typischen am und im Haus. Die Trachten der Gegend sind jeweils in einer Skizze beigefügt. Hauspläne, Grund- und Aufrisse, sind nicht dabei; im Vordergrund steht das Malerische, die künstlerische Betrachtungsweise, was – zusammen mit dem gut lesbaren, flüssigen Text – den Führer erfrischend abwechslungsreich macht. Etwas bedauerlich ist, dass die zahlreichen, höchst interessanten Bauten der Volkstechnik nur anhangsweise angedeutet sind. Man möchte sich wünschen, dass auch dieser Teil einmal in einem Ergänzungsband geboten werden könne; denn diese Objekte gehören durchaus zum vollständigen Bild der dörflich-geschlossenen Einheit. Wildhaber

Keramik

Rudolf Weinhold, Töpferwerk in der Oberlausitz. Beiträge zur Geschichte des Oberlausitzer Töpferhandwerks. Berlin, Akademie-Verlag, 1958. VIII, 200 S., 106 Abb. auf Taf. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 18).

Im wesentlichen geht es in diesem Keramikwerk um das Oberlausitzer Töpferhandwerk und seine Geschichte; bis zu einem gewissen Grade ist das Buch zu vergleichen mit der 1952 erschienenen Dissertation von Alfred Hummel über das schweizerische Töpfergewerbe. Seit dem 14. Jahrhundert vernehmen wir von den Landmeistern auf den Dörfern der Lausitz; die sicheren Belege der städtischen Töpferzunftordnungen folgen erst später. Die brauchtümliche Seite tritt – aus Mangel an sicheren Belegen – ziemlich in den Hintergrund, um so plastischer tritt dafür die gesamte soziologische Betrachtungsweise hervor. Damit stehen eine Menge von Fragen und Problemen im Vordergrund, welche sonst in vielen Keramikbüchern nicht das Zentralproblem des Themas ausmachen. Wir erwähnen nur in Kürze: Auswertung von Tongruben, Verkauf und Absatzmöglichkeiten der Waren (mit den notwendigerweise sich ergebenden Spannungen zwischen städtischem Zunftbereich und dem dörflichen Kleinhandel), Anstellung und Arbeitsbedingungen der Lehrlinge und Gesellen, Vorkehrungen gegen Pfuscher und zunftfremde Eindringlinge. Einige Innungen haben sogar den numerus clausus für Meister eingeführt. Daneben werden auch die allgemeinen Umwandlungstendenzen der Zünfte zu sozialen Fürsorge-Institutionen und Begräbnisbruderschaften, und der Gesellenverbände zu Kampforganisationen, des Gesellen zum Lohnarbeiter dargestellt. Es werden ferner auch die Arbeitsvorgänge von der Behandlung des Tones bis zum Brand geschildert. Verdienstlich und wertvoll ist die Beschreibung einzelner Stücke und die Zuweisung an bestimmte Orte. (Zur Abb. 61 mit der ungeklärten Herkunft ist vielleicht auch darauf hinzuweisen, dass das Schachbrettmuster häufig in Siebenbürgen vorkommt.) Ein gutes Literatur-Verzeichnis, alte Töpferordnungen im Original (als Anhang) und eine Menge vorzüglicher Abbildungen beschliessen die sehr schöne Arbeit. Wildhaber

Barbu Slătineanu, Paul H. Stahl, Paul Petrescu, Arta populară in Republica Populară Romînă: Ceramica. Bukarest, Editura de Stat pentru Literatură şi Artă, 1958. 277 S., 295 Abb., 47 Farbtafeln. 4°. Englische und französische Zusammenfassung beigegeben.

Auf Grund seiner wundervollen Sammlung und seiner wahrhaft profunden Kenntnisse ist Barbu Slătineanu wie kaum ein anderer berufen, ein gross angelegtes Buch über die rumänische Keramik zu schreiben. Aber es ist weit mehr daraus geworden. Durch die ganz hervorragende geschichtliche Vertiefung kann ein Überblick über die verschiedenen Töpfereistile in Südosteuropa seit dem ältesten beweisbaren Vorkommen im 3. Jahrtausend vor Christus gegeben werden. Die Töpferscheibe lässt sich – unter keltischem Einfluss – erst etwa 300 v. Chr. nachweisen. Die Formen, die Technik des Brennprozesses und die Dekoration sind in den östlichen Karpathen und in der Moldau von der La Tène-Periode bis in unsere Zeiten vielfach unverändert geblieben. Die rumänische Keramik weist neben den prähistorischen Komponenten auch römische, byzantinische und slavische Einflüsse auf. Slătineanu geht in weiteren Kapiteln auf die verschiedenen Prozesse der Ornamentierung und des Farbauftrages mit Malhorn, Bürste oder Kamm (für ineinander fliessende Farben) ein. Aus dem Umstand, dass die Töpfer ruhige, vom Verkehr abgelegene Siedlungen bevorzugten, lässt sich die ausserordentliche Beharrung bei den altartigen Fabrikations- und Dekorationsmethoden begründen. Töpferzünfte in unserem Sinne lassen sich nur für Transilvanien nachweisen (seit dem 14. Jh.). Einen wesentlichen Beitrag zur Bestimmung der rumänischen Keramik bietet die Beschreibung aller ehemaligen und heutigen Töpfereizentren, mit genauen Merkmalen und den charakteristischen Formen (und mit einer guten Karte im Text). Seit der La Tène-Zeit hat sich auch die Schwarzhafnerei in den gebirgigen Teilen der Moldau und im südöstlichen Transilvanien gehalten. Dem Buch sind eine grosse Zahl wirklich guter Abbildungen beigegeben, und es gebührt auch dem Verlag der Dank für die Herausgabe dieses sorgfältigen, wissenschaftlichen Werkes[1]. Wildhaber

Tancred Bănăţeanu, Ceramica populară din Ţara Oaşului. Bukarest, Editura de Stat pentru Literatură şi Artă, 1958. 63 S., 42 Abb., 4 Farbtaf. (Studii de Artă).

In der hübschen Serie der «Kunst-Studien» sind auch einige Hefte über die «Volkskunst» erschienen (Tracht, Keramik) und über Themen, welche wenigstens in den Arbeitsmethoden vom Gesichtspunkt der Volkskunde aus betrachtet werden können (Goldschmiede-Arbeiten). Ihnen fügt der Direktor des «Museums für Volkskunst» in Bukarest ein weiteres Heft hinzu, welches die volkstümliche Keramik des Gebietes Oaşul im Nordwesten Rumäniens darstellt. Diese Gegend ist deswegen so ausserordentlich interessant, weil wir uns hier in einer völkischen Übergangszone befinden: magyarische und slovakische Töpfer wohnen hier neben den rumänischen. Der Rückgang der handwerklichen Töpferei ist leider auch hier – wie andernorts – festzustellen, so dass eine Bestandesaufnahme der Technik, der Farbgebungen und der Ornamente eine verdankenswerte, nötige Aufgabe war. Bănăţeanu hat besonderes Gewicht auf die Ornamente gelegt; er hat im Text eine grosse Anzahl klarer und instruktiver Zeichnungen eingefügt; die beigegebenen Photos und die Farbtafeln sind ausgezeichnet geraten. (Da diese Hefte für das eigene Land bestimmt sind, enthalten sie leider keine Zusammenfassung in einer anderen Sprache). Wildhaber

Aufsätze zur Sachkultur

Luis L. Cortés in Salamanca hat schon mehrere Aufsätze über die volkstümliche Keramik in Spanien geschrieben; nun hat er neuerdings eine interessante Darstellung der

---

[1] In der Serie «Studii de artă» hat *Barbu Slătineanu* ungefähr gleichzeitig (1958, Editura de Stat pentru Literatură şi Artă) ein weiteres Keramikbuch erscheinen lassen: Ceramica feudală romînească şi originile ei (197 S., 158 Abb. 5 Farbtafeln), das für eine bestimmte Epoche noch ein vermehrtes, wissenschaftliches Eingehen bietet; doch ist diesem Werk leider keine Zusammenfassung in einer anderen Sprache beigegeben.

altertümlichen Töpferei als Frauenarbeit veröffentlicht[1]. Schon die niedere Töpferscheibe, welche man von Hand antreibt und vor welcher man zur Arbeit knien muss, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich; er gibt aber auch einige Aufnahmen geschmackvoller Krüge und ein – leider etwas undeutliches – Bild eines primitiven Töpferofens.

«Westliche Pflügegeräte in Finnland» werden in ihrer Entwicklung von alten Zeiten bis zu unseren Tagen in guter Systematik und mit vielen Abbildungen dargestellt von *Ragnar Jirlow* und *Kustaa Vilkuna*[2]. Die folgende Arbeit befasst sich ebenfalls mit einem Thema aus Finnland, oder genauer mit einem Thema, welches der Frage der östlichen Kulturpenetrierung im Baltikum und in Finnland auf Grund der verschiedenen Formen des Schlittens nachgeht: «Der osteuropäische Arbeitsschlitten bei den Ostseefinnen»; der Verfasser ist *Helmut Hagar*[3]. Wildhaber

---

[1] Alfarería femenina en Moveros (Zamora): *Zephyrus* (Salamanca) 9 (1958) 95–107, 4 Fig., 6 Photos.

[2] Västliga plogdon i Finland: *Finskt Museum* 1957, 62–96, 35 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

[3] In: *Finnisch-ugrische Forschungen* 33, 182–284, 23 Figuren und Verbreitungskarten. (Deutsch geschrieben).

Ausgegeben April 1959

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel